

JOSEF WITTMANN

Hier und weiter westlich

Zur Ausstellung von Ingo Eichberger in der Galerie im Zollhäusl

Liebe Würdenträger,
liebe Künstlerinnen und Künstler, liebe Gäste,

erlauben Sie mir bitte, mit dem Haus anzufangen und dann erst zur Kunst zu kommen. Wir befinden uns in einem Amtsgebäude. Es ist 1934 beim Bau der Salzachbrücke, die für 11 statt geplanter 1.000 Jahre „Adolf-Hitler-Brücke“ geheißen hat, als Deutsches Zollamt errichtet worden. Zusammen mit dem Gebäude der Grenzpolizei gegenüber hat es bis zum 1. Dezember 1997 der Sicherung der deutschen Außengrenze gedient. Wenn Sie jetzt, 20 Jahre nach dem Wegfall der Kontrollen, so einen kleinen Grenzposten „nett“ finden, verstehe ich das, möchte aber daran erinnern, dass die hier Dienst tuenden Beamten ihre Aufgabe bis zum Schluss sehr ernst genommen haben. Wenn Sie die Architektur des Bauwerks betrachten, fallen Ihnen die Kargheit und die trotz Renovierung immer noch bedrückende Ausstrahlung auf.

Ich sage das, weil kleine, liebevoll erhaltene Objekte leicht das Prädikat „nett“ angehängt bekommen. Da soll man sich nicht täuschen lassen. Auch das Kleine hat seinen Platz im richtigen Leben, und wer schon einmal über ein kleines Hindernis gestolpert und zu Fall gekommen ist, hütet sich, das Kleine zu unterschätzen.

Sie merken: Ich rede schon lang von der Kunst. Von der kleinen „Galerie im Zollhäusl“, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon respektable Ausstellungen und Aufführungen geboten hat, und von der aktuellen Ausstellung der Bilder von Ingo Eichberger. Auch die Bilder von Ingo Eichberger, handwerklich herausragend gut ausgeführte Stadtansichten und Objektstudien laufen, nur weil sie das Plakatwand-Format nicht erreichen, Gefahr, für nett gehalten zu werden.

Was ist an „nett“ so schlimm, dass ich mich so lang damit aufhalte? Das Quantum Herablassung, das dem Begriff eigen ist. Nett ist ein Pauschalurteil, ist eine positive Einschätzung, die sich die Mühe des genauen Hinsehens und des spezifischen Benennens nicht machen muss, weil das so benannte Objekt nicht wichtig genug genommen wird; was man nett findet, stört zwar nicht, ist aber auch eines näheren Eingehens nicht wert.

Das trifft auf die Bilder von Ingo Eichberger nun eben gar nicht zu. Sie sind es wert, dass man sie eingehend betrachtet. Dass man seine Art ein Bild aufzubauen versteht. Wie er das Objekt der Darstellung ins Format stellt, wie er mit einem sicheren Gespür für die graphische Wirkung den Schwerpunkt wählt, wie er mit sicherem Strich und größter Perspektiven-Sicherheit skizziert und wie er dann mit einer eigenen, höchst ausgefeilten

Ölfarben-Aquarelltechnik Farbe hineinbringt – es sind die charakteristischen Farben einer Landschaft oder eines Ensembles. Charakteristisch ist nicht identisch mit fotografischer Farbtreue, sondern das Ergebnis eines intuitiven Betrachtens, bei dem sich die vielen Farbtöne der Einzeldinge zu einem treffenden Generalton vereinen. Schauen Sie zum Beispiel auf Hintergrundfarben, auf Dinge, die man in der Ferne nur als Schemen erkennt, oder schauen Sie auf Mauerfarben – wie spürbar genau da der Ort charakterisiert ist, obwohl das Detail durchaus frei interpretiert erscheint.

Schon da, in der unverkennbaren Liebe zum Ensemble, erweist sich Ingo Eichberger als freundlicher Zaungast, der das Schöne auch im Verfall und in der Unordnung entdeckt. Wobei er kein Schönfärber ist, ganz im Gegenteil. Um das Charakteristikum des Ortes, der Landschaft, des Stilllebens zu zeigen, bringt er zusätzliche Gegenstände ins Bild, die eine Kamera nicht sehen könnte, die aber in den Gesamteindruck, in die bestenfalls spürbare Ausstrahlung hineinpassen. Das kann ein Ruderboot sein, ein Paar roter Papst-Schuhe, eine Muschel, eine Babuschka-Puppe, und es kommt vor, dass diese Gegenstände auch einen farblichen Akzent setzen, der Rätsel aufgibt.

Die Lösung des Rätsels ist, dass Ingo Eichberger nicht nur mit dem Auge ein guter Beobachter ist, sondern auch einen geschärften Sinn für Atmosphäre hat. Die gespürte Atmosphäre übersetzt er ins Bildliche, und bei diesem Übersetzungsprozess mischt häufig eine kritisch distanzierte Haltung mit (wäre er nicht ein gebürtiger Berliner, würde ich ihm bairische Spottlust unterstellen), die auf witzig humorvolle Weise das realistische Bild verfremdet – oder eben grad verheimatet.

Ah ja, auch das ist in den Bildern zu bemerken, dass da einer in dem was er betrachtet seine Heimat sucht. Das gilt für die Landschaften, für die Stadtensembles, für die mediterranen Kompositionen, die immer auch einen persönlichen Bezug vermitteln. Ein fast nicht mitteilbarer, allenfalls in Ornamenten angedeuteter, spielerischer Versuch, selbst im Bild vorzukommen, dabei zu sein, dazu zu gehören.

Es gibt jedenfalls sehr viel zu sehen in diesen Bildern, und beim wieder und wieder Betrachten werden sich immer noch neue Feinheiten ergeben. Leider ist die Ausstellung nur bis nächsten Sonntag geöffnet, wenn Sie alle Feinheiten sehen wollen, müssen Sie Ihr auserwähltes Bild rechtzeitig kaufen.